

Eine lebenswürdige Bekanntschaft.

Berliner Blätter von Hugo Weisbach

Neumann war eine urgemüthliche Frau und ein eifriger Verehrer des Gambirins. Eines Abends kam er gegen elf Uhr nach einer kurzen, aber schweren Sitzung etwas angeheitert nach Hause — er war Junggeheile, weil er sich die für Sie in gewissen Grade doch immerhin notwendige Solidität nicht angewöhnen mochte — streckte sich bequämlig auf das Sopha und zündete eine Cigarre an.

Er that das sonst zwar niemals, sondern pflegte nach heißen Gambirinsdiensten stets sofort sein Bett aufzusuchen — und „suchen“ in des Wortes wörtlicher Bedeutung — aber heute war er auch nicht nur nicht ermüdet, sondern sogar befähigt, den erwähnten Kult noch weiter zu treiben. Da ihm in dessen Folge leider ein Gesellschaftler fehlte, so lag er einweilen still und rauchte.

Er lag jedoch nicht lange, denn nach wenigen Minuten vernahm er plötzlich draußen am Thürrahmen ein verdächtiges Geräusch.

Wer konnte das sein? Ein Dieb, nur ein Dieb!

Neumann lag ganz still und lauschte — er hatte den Athem angehalten, wenn das bei dem Rauchen möglich wäre.

Furcht hatte er nicht, aber Neugierde auf das Erscheinen des seltsamen Gastes. Seine Erwartung sollte auch nicht allzu lange auf die Warte gespannt werden — ein leiser Knack an der Thüre und der Erleuchte trat ein.

Es war ein anständig gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren mit einem schönen blonden Schnurrbart. Auf der Nase trug er einen goldenen Zweier. Beim Anblick des erleuchteten Zimmers und der behabigen Gestalt seines Bewohners, fuhr er verdußt zurück und wollte die Thür sofort wieder schließen.

Neumann, dessen leitere Laune durch das donnette Aussehen des Diebes noch vermehrt wurde, ließ das natürlich nicht zu.

Aber, bitte, treten Sie doch näher! rief er jovial; bitte, Ihre, sonst würden Sie mich ja zwingen, Sie etwas lauter hereinzubringen.

Der Einbrecher dachte daran, daß der Andere ihm schlagen könnte, mochte auch wohl dem ruhig Daliegenden die Gemüthlichkeit anfehlen und lieferte daher ohne Weiteres der Einladung Folge.

Er trat vollends in das Zimmer, nahm den Hut ab und sagte:

„Guten Abend!“

Neumann stand auf, verbeugte sich mit einem ironischen Lächeln und deutete auf einen Sessel, auf dem der Fremdling auch sofort Platz nahm.

„Sie wollten wohl bei mir einbrechen?“ eröffnete er dann die Conversation.

„Freilich,“ entgegnete der Andere offenberzig, „es ist mein Beruf und ich hoffe, daß Sie mir's nicht verargen werden, wenn ich in meinem Berufe arbeite.“

Die Antwort kam so naiv heraus, daß Neumann einen Moment ganz verblüfft stand; der Verbrecher hätte gar keine bessere Antwort geben können — die Rauben sind immer die Raffinirtesten.

Beide schwiegen nun einen Moment und musterten sich wechselseitig.

„Sie scheinen ein ganz anständiger Mensch zu sein,“ begann der Hausherr dann von Neuem.

Der Fremde verbeugte sich:

„Gehalten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: August Schloßbrecher,“ erwiderte er.

Neumann nannte ebenfalls seinen Namen und bot seinem Gaste eine Cigarre an, die dieser sofort in Brand setzte. Dann ging er einige Male im Zimmer auf und nieder und schien über sein weiteres Verhalten nachzusinnen.

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr Schloßbrecher,“ fing er an, „wenn ich Ihnen sage, daß die Umstände, unter denen ich die Ehre habe, Ihre Bekanntschaft zu machen, etwas eigenthümliche sind!“

Schloßbrecher zuckte ein wenig mit den Achseln und sagte:

„Von meinem Standpunkte aus betrachtet, sind sie gar nicht eigenthümlich, Herr Neumann; das begegnet mir häufiger.“

Herr — Sie werden es vielleicht nicht ganz unbegrifflich finden, wenn ich die Absicht habe, Sie verhaften zu lassen?“

„Ich würde wenigstens eine Erklärung dafür finden können,“ entgegnete Schloßbrecher und rauchte.

„Dennach —“

„Dennach?“

„Dennach erlauben Sie mir, Sie nach der nächsten Polizeiwache zu begleiten.“

Neumann schwieg, und betrachtete ihn etwas mitleidig — es schien ihm unangenehm zu sein, den lebenswürdigen Menschen dessen angeborenen Feinde anzusehen zu müssen.

Der Andere schwieg auch und so saßen sich Beide eine Weile gegenüber und schienen zu überlegen.

Endlich nahm der Einbrecher das Wort.

„Es ist mir selbstverständlich jederzeit eine Ehre, Sie begleiten zu dürfen,“ erklärte er, und Neumann vernahm sich höflich.

„Ich habe auch gegen einen Gang zur Polizeiwache im Prinzip nichts einzuwenden,“ fuhr er fort und Neumann nickte beifällig mit dem Kopfe, „nur möchte ich mir noch einige Bemerkungen gestatten.“

„Bitte sehr, Herr Schloßbrecher.“

„Sehen Sie, Herr Neumann,“ meinte dieser, „während er mit Wohlbehagen den Duft seiner Cigarre einathmet, es ist doch eigentlich ganz gleichgültig, ob ich jetzt oder ein paar Stunden später verhaftet werde.“

„Durchaus gleichgültig,“ versicherte Neumann.

„Nun also! Ich habe in Ausübung meines Berufs schon Ihre Bekanntschaft gemacht — die Bekanntschaft eines eben so lebenswürdigen, wie feingebildeten Mannes.“

Neumann fühlte sich geschmeichelt, widersprach nicht und Schloßbrecher fuhr fort:

„Ebenso glaube ich, auf Sie keinen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben — abgesehen selbstverständlich von gewissen eigenthümlichen Umständen.“

„Aber, bitte, bitte,“ unterbrach ihn der Hausherr lebenswürdig.

„Bitte,“ entgegnete der Dieb, „ich wollte also sagen: wir haben uns schon kennen gelernt und sind einander nicht unsympathisch. Deshalb sollten wir also unserer jungen Bekanntschaft ein so jähes Ende bereiten!“

Neumann sann einen Augenblick nach und nachdem er den Fall tief durchdacht hatte, äußerte er tiefinnig:

„Sie haben vollständig Recht, Herr Schloßbrecher.“

Der Einbrecher nickte.

„Nach der Ansicht gewisser Leute,“ fuhr der Einbrecher fort, „dürfte für einen Mann wie Sie mein Verbrechen freilich nicht besonders ehrenvoll sein, aber ich zweifle nicht daran, daß ein aufgestellter Mensch, wie Sie, über besonnenen Philisternurmeinungen längt hinweg ist.“

Da es noch keinen Philister gegeben hat, der nicht als besonders aufgestellter Mensch hätte gelten wollen und jedes Exemplar dieser Menschengattung unfehlbar darauf hincinfällt, wenn es gilt über „etwas hinweg zu sein“, so fiel Neumann natürlich auch darauf hinein und dokumentirte seine Zustimmung gleich durch ein lachend wiederholtes: „selbstverständlich, selbstverständlich,“ das er mit einer lebhaft bewegenden Handbewegung begleitete.

Und dabei lachten sie dann alle Beide lächelnd — Neumann über seine Aufgeklärtheit und der Dieb wahrscheinlich über nichts Anderes.

„Das ist ja ganz klar,“ Herr Schloßbrecher,“ erklärte Neumann nach Beendigung des Nachdunkels, ganz klar. Wir bleiben jetzt ein paar Stunden zusammen, legen uns in eine helle Kneipe und dann lasse ich Sie bei Tagesanbruch verhaften.“

„Abgemacht, Herr Neumann!“ fragte der Einbrecher und hielt ihm die Hand hin.

„Abgemacht!“ erwiderte Neumann begeistert und schlug ein. Die Stimmung wurde immer gehobener.

„Sie sind ein famoser Kerl!“ rief Schloßbrecher. „Also los!“

„Los!“ wiederholte Neumann, ganz in seinem Elemente, und griff nach seinem Leberred.

„Erlauben Sie,“ bemerkte der Dieb und half ihm hinein.

„Danke!“ sagte Neumann, drehte sich aber im nächsten Moment um und fragte etwas verlegen:

„Verzeihen Sie die indiscrete Frage, aber haben Sie mir vielleicht beim Ansehen etwas aus dem Leberziegel gefressen?“

„O, nein,“ wehrte Schloßbrecher lächelnd ab, „ich bin kein Leberdieb, ich breche nur ein — Sozialist.“

„Na also — dann wollen wir uns die gute Laune nicht verderben lassen. Los!“

„Sie gingen zur Thür.“

„Donnerwetter!“ rief Neumann, dort plötzlich stehen bleibend. „Nun können wir ja die Thür nicht zerschlagen — Sie haben doch vorher das Schloß erbrochen.“

„Das ist fatal,“ verlegte der Andere ärgerlich, und stampfte unwillig mit dem Fuß auf den Boden; „aber lassen wir sie offen.“

„Unmöglich! Ich kann doch nicht mitten in der Nacht die Thür meiner völlig unbewachten Wohnung offen lassen.“

„Freilich, freilich,“ stimmte Schloßbrecher bei und sagte sich anscheinend ärgerlich an der Unterlippe, „aber was machen wir nun?“

„Na, was machen wir nun?“ wiederholte Neumann tonlos.

„Sie schwiegen.“

„Wir müssen darüber nachdenken,“ sagte Schloßbrecher.

Neumann nickte und sie gingen in das Zimmer zurück, wo sie sitzend einander gegenüber Platz nahmen. Es herrschte wieder eine Weile ein Schweigen.

„Um,“ brummte Neumann, „aber wenn ich keine Baten.“

„Katal,“ aber schließlich nicht so schlimm, ich gebe selbst.“

„Sofort.“

„Haben Sie auch einen Haarschnitt, daß Sie zum Hause hinaus können?“

„Nein — aber einen Dietrich.“

„Offener der auch —“

„Unbedingt.“

„Na, dann rath.“

„Auf Wiedersehen!“ Schloßbrecher war schon auf der Treppe.

„Halt!“ rief Neumann ihm nach. „Bitte kommen Sie noch einmal zurück.“

„Ja.“

„Sie traten wieder in das Zimmer.“

„Sie dürfen ja nicht gehen, denn Sie kommen doch ganz gewiß nicht wieder. Ich hatte ja ganz vergessen, daß ich Sie verhaften lassen will.“

„Aber ich verspreche Ihnen, wiederkommen, Herr Neumann,“ versicherte der Dieb. „Sie werden mich doch für keinen Wortbrüchigen halten?“

„Nein, nein — aber das geht nicht. Ich könnte es Ihnen nicht mal abnehmen, wenn Sie nicht wiederkommen.“

„Aber, bitte —“

„Nein! Etwas Anderes: Ich will selbst gehen und Sie bleiben hier.“

Schloßbrecher zuckte die Achseln.

„Wenn Sie es durchsagen wollen,“ sagte er, „ich habe nichts dagegen.“

„Also abgemacht,“ fuhr Neumann fort. „Sie bleiben hier und ich hole den Schloßer. Sie erwarten mich hier und damit Sie nicht zum Hausherr hinauskommen, geben Sie mir Ihren Dietrich.“

„Sehr gern.“

„Dort im Nebenzimmer steht Wein, wenn Sie sich inzwischen zeitlich thun wollen —“

„Mit Vergnügen.“

„Sie gingen in's Nebenzimmer und Neumann jündete dem Diebe die große Lampe an, damit er besser sehen könne. Dann gab ihm Schloßbrecher einen kleinen Dietrich und begann zu trinken. Neumann empfahl sich, und als der Dieb allein war, zog er einen großen Dietrich aus der Tasche und dort auf zu trinken.“

Nach einer Stunde kam Neumann mit einem schimpfenden Schloßer zurück, aber es lohnte nicht mehr recht, ein neues Schloß anzubringen.

Der Dieb hatte alles Werkzeuge weggestohlen und außerdem sich selbst.

Hohes Alter.

Die Gelehrten, so lesen wir in Vesal's Werk, haben oft behauptet, daß das natürliche Ende des menschlichen Lebens näher an 100 als an 70 Jahren liege. Die Frage, wie man der thätlichen, dieser Annahme widerstehenden, frühzeitigen Sterblichkeit entgegenkomme, wird seit langer Zeit von Philosophen und Ärzten erörtert. Man darf auch ruhig behaupten, daß in der Lösung dieser Frage wirkliche Fortschritte zu verzeichnen sind, denn während die mittlere Lebensdauer im 17. Jahrhundert 33 Jahre, im 18. Jahrhundert 20 Jahre betrug, beträgt sie im 19. Jahrhundert schon 38 Jahre. Doch erreichten von 100,000 Personen nur eine das 100. Lebensjahr.

Der Arzt Karl Henke schreibt: Der Tag wird kommen, wo man anführen wird, einen Mann von 100 Jahren als ein Wunderding zu betrachten, denn wahrscheinlich wird das als Normalalter eines kraftbeständigen Mannes betrachtet. Das Alter von 70 Jahren verdrängt werden. Es ist noch nicht so lange her, daß ein Mann von 50 Jahren als ein Greis galt. Damals dachte noch Keiner an einen Leo XIII., an einen Gladstone, einen Bismarck, die in ihrem 80. Lebensjahre tätig sind, sich noch mit Arbeiten zu beschäftigen, welche die geistigen Kräfte in gewaltigen Maße in Anspruch nehmen. Ausnahmefälle, in denen Personen in ein hohes Alter ihre geistigen Kräfte sich bewahrt haben, hat man indessen schon längst gekannt. Man fährt in dieser Hinsicht die Grafin Elisabeth an, die unter der Regierung Jakob's im Alter von 145 Jahren als Opfer eines Unfalles starb. Marie Perion, eine französische Frau, starb in Saint-Colomb im Jahre 1838 im Alter von 158 Jahren. Sie hatte lange Zeit hindurch von Jiegenmilch und Ase gegessen und war so mager geworden, daß sie nur 46 Pfund wog, aber sie hatte sich ihre Intelligenz wohl bewahrt. Monaldesco schrieb im Alter von 115 Jahren die Geschichte seiner Zeit.

Aber im Vergleich zu den Beispielen aus unsern Tagen sind diese Fälle von Langlebigkeit wenig zahlreich, und selbst in den letzten zehn Jahren ist die mittlere Lebensdauer der Männer um 5 und die der Frauen um 8 Jahre gestiegen. Allein in England lebten im vergangenen Jahre 42 Hundertjährige, nämlich 12 Männer und 30 Frauen. Die Fortschritt behauptet, daß die Frauen länger leben als die Männer; unter den verschiedenen zur Erklärung dieser Thatsache vorgebrachten Gründen führt Tissot einen wirklich originellen an, wenn er versichert, daß die beträchtliche Menge von Worten, durch die die Frauen sich vor den Männern auszeichnen, die Circulation des Blutes befördert, ohne die Organe zu sehr anzufransen. Schopenhauer wäre also eine gesunde Lebung und beiden Geschlechtern zu empfehlen.

Die letzte Zählung in Chile weist eine ganz beträchtliche Anzahl von sehr alten Personen nach. 293 Männer und 273 Frauen haben dort das hundertste Lebensjahr überschritten. Der älteste unter ihnen war Raphael Manoy de Golchagua, der 150 Jahre zählte. Drei Frauen waren über 130 Jahre, dreizehn 120 Jahre, endlich 53 Frauen und 38 Männer über 110 Jahre alt.

Eine genaue Zählung der Hundertjährigen in den Per. Staaten würde erstaunliche Ergebnisse liefern. Wenn in Chile die klimatischen Verhältnisse dazu geeignet sind, das Leben zu verlängern, so scheint auch Californien, besonders sein südlicher Theil, für die Langlebigkeit gleich günstige Verhältnisse zu bieten. Das Klima ähnelt dem Chiles, und die Art der Lebensführung der Eingeborenen ist nicht viel von der der Chilenen verschieden. In diesem Staat findet man denn auch sehr viele alte Leute.

Der älteste Mann, dessen man sich in den Vereinigten Staaten erinnert, war ein Indianer. Er hieß Gabriel und bildete eine der Merkwürdigkeiten von Calaveras in Californien bis zu seinem Tode, der im Jahre 1890 in seinem 147. Lebensjahre erfolgte. Augenblicklich lebt im mittleren Californien noch ein Indianer-Häuptling vom Stamme Sobobo, Jackson, der 136 Jahre, und eine Frau Helen Gut, die viel über 100 Jahre alt ist. Als Helen Gut nach Californien kam, machte sie bei einer indischen Dame zu San Gabriel Besuch, deren erwiesenes Alter 118 Jahre betrug. Nahe den Mauern der blühenden Mission an der Küste leben drei ehrwürdige Damen, die in der Umgegend als „die Schönen von San Luis Rey“ bekannt sind. Eine von ihnen behauptet, 128 Jahre alt zu sein, die Anderen zählen mehr als 120 Jahre. Sie haben der ersten Messe beigewohnt, die in der Mission gefeiert wurde, und helfen deren Mauern errichten, indem sie täglich ihre Lasten an Ziegelsteinen herbeibringen. Natürlich haben sie die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich, aber sie wollen sich nie entschließen, sich Photographiren zu lassen. Nur durch Zufall gelang es endlich, ihr Porträt zu erhalten.

Bei der großen Prozession zu Los Angeles im Frühjahr 1894 sah Don Ignacio Francisco de la Cruz Garcia ausgereicht, mit freier Hand nach zu sehen, sein Pferd mit der Gesichtlichkeit eines „Caballero“ zügelnd. Der lahme Reiter zählte 113 Jahre. Noch heute kann man ihn in der Nähe seines Hauses herumspazieren sehen. Er ist in vollem Besitze aller seiner Sinne, selbst des Gehörtes, obwohl er schon einmal fast ganz erblindet war. Ueber sein Alter kann kein Zweifel obwalten, denn er besitzt ein Taufzeugnis vom 4. Mai 1781. Er hat einen Sohn von 56 Jahren; sein jüngstes Kind ist über 60 Jahre alt.

Man könnte noch andere Beispiele von Langlebigkeit in Amerika aufzählen, wobei gilt als gewiß, daß in 50 Jahren die Küste des Stillen Ozeans eine viel beträchtlichere Anzahl von Hundertjährigen aufweisen kann, als jeder andere Theil der Per. Staaten.

den Worten tröstete: „Alles in Allem haben Sie das rechte Theil erwählt. Wo eine Frau ist, da stellt sich auch Zwietracht ein.“ Bei Thee und Kuchen und Süßigkeiten und eingemachten Früchten und Scharbet in vergoldeten Gläsern wurde die Unterhaltung zwischen den perfischen Damen und dem europäischen Arzt immer lebhafter, bis dieser schließlich eine sarte Anbendung auf den etwaigen Rath, den man von ihm zu haben wünschte, fallen ließ. Aber da erwiderte die Frau des Hauses anfrichtig und lächelnd: „Wir langweilen uns, und Sie haben uns Langeweile verschafft. Wollah! Ich hab's wirklich nergelassen, weshalb wir zu Ihnen schickten. Jedenfalls ist Ihr Weg glückbringend für uns gewesen, denn unsere Herzen sind nun nicht mehr traurig.“ Beim Abschied erhielt der Engländer von der Mutter einen großen Blumenstrauß und bald darauf einen hübschen Teppich für seine Bemühungen. Wie man sieht, haben die vornehmen Perserinnen trotz aller sonstigen Unterschiede doch auch Maudes mit ihren gleichgestellten abendländischen Schwestern gemein.

Der alte Mann, dessen man sich in den Vereinigten Staaten erinnert, war ein Indianer. Er hieß Gabriel und bildete eine der Merkwürdigkeiten von Calaveras in Californien bis zu seinem Tode, der im Jahre 1890 in seinem 147. Lebensjahre erfolgte. Augenblicklich lebt im mittleren Californien noch ein Indianer-Häuptling vom Stamme Sobobo, Jackson, der 136 Jahre, und eine Frau Helen Gut, die viel über 100 Jahre alt ist. Als Helen Gut nach Californien kam, machte sie bei einer indischen Dame zu San Gabriel Besuch, deren erwiesenes Alter 118 Jahre betrug. Nahe den Mauern der blühenden Mission an der Küste leben drei ehrwürdige Damen, die in der Umgegend als „die Schönen von San Luis Rey“ bekannt sind. Eine von ihnen behauptet, 128 Jahre alt zu sein, die Anderen zählen mehr als 120 Jahre. Sie haben der ersten Messe beigewohnt, die in der Mission gefeiert wurde, und helfen deren Mauern errichten, indem sie täglich ihre Lasten an Ziegelsteinen herbeibringen. Natürlich haben sie die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich, aber sie wollen sich nie entschließen, sich Photographiren zu lassen. Nur durch Zufall gelang es endlich, ihr Porträt zu erhalten.

Bei der großen Prozession zu Los Angeles im Frühjahr 1894 sah Don Ignacio Francisco de la Cruz Garcia ausgereicht, mit freier Hand nach zu sehen, sein Pferd mit der Gesichtlichkeit eines „Caballero“ zügelnd. Der lahme Reiter zählte 113 Jahre. Noch heute kann man ihn in der Nähe seines Hauses herumspazieren sehen. Er ist in vollem Besitze aller seiner Sinne, selbst des Gehörtes, obwohl er schon einmal fast ganz erblindet war. Ueber sein Alter kann kein Zweifel obwalten, denn er besitzt ein Taufzeugnis vom 4. Mai 1781. Er hat einen Sohn von 56 Jahren; sein jüngstes Kind ist über 60 Jahre alt.

Man könnte noch andere Beispiele von Langlebigkeit in Amerika aufzählen, wobei gilt als gewiß, daß in 50 Jahren die Küste des Stillen Ozeans eine viel beträchtlichere Anzahl von Hundertjährigen aufweisen kann, als jeder andere Theil der Per. Staaten.

Der englische Arzt Will, der sich eine lange Reihe von Jahren im Reiche des Schah's aufhielt, in seinem Buche „Persia as it is“, alle Krankheiten und Heilmittel werden dort in zwei Klassen eingetheilt, in heile und kalte. Gegen die heißen Krankheiten werden man kalte Mittel an und umgekehrt. Aderlaß und eine gründliche innere Reinigung des Kranken gehören in Persien zu den beliebtesten Heilmitteln, aber oft werden sie zu einem solchen Uebermaß getrieben, daß dem Kranken das Lebenslicht dabei ausgeht. Die Chirurgie steht im Lande der Sonne und des Löwen auf einer noch niedrigeren Stufe und schon aus dem Grunde ziemlich allgering in Miskachtung, weil es als eine Schande gilt, verkrüppelt umherzulaufen. In den unteren Klassen wird sich fast Niemand bereit finden, sich irgend eines seiner Gliedmaßen abtrennen zu lassen.

Der nothigen Ruhe entbehrt fast jeder Patient in Persien, denn er sitzt von Nachbarn und Freunden umgeben, die sich bei einer Tasse Thee mit Wasserpfaffen im Räume behändig unterhalten und in allen Fragen, die seine Behandlung betreffen, ein Wort mitreden wollen. Je mehr sich der Kranke seinem Ende nähert, desto größer wird ihre Zahl und desto härter auch der Vorn, den sie machen, so daß es einem Perser nur selten demüthig ist, in Frieden aus diesem Jammerthale zu scheiden.

Aus eigener Erfahrung erzählt der englische Arzt noch ein Beispiel dafür, daß vornehme persische Frauen aus reiner Langeweile ärztlichen Rath in Anspruch nehmen. Eines Tages wurde er in das Haus eines Würdenträgers gerufen, wo ihn die Frau des Hauses mit ihren beiden jungen hübschen Töchtern erwartete, an deren Anblick sich der Europäer erfreuen konnte, da die Damen gegen die Gemohnheit des Landes bald ihre Schleier ablegten. Einen tranken Hindrud machte keine von ihnen, sie plauderten und lachten und rauchten nach Herzenslust. Besonders ließen sie es sich angelegen sein, den fremden Arzt nach dem Wundesstande des für sie so gemeinnützigen Abendlandes auszufragen. Auf die Frage, ob er verheiratet sei, machte Dr. Will's höchst demüthig antworten, worauf er von den Töchtern gebührend bemitleidet wurde, während die Mutter aus reifer Erkenntniß ihres eigenen Geschlechts ihn mit

den Worten tröstete: „Alles in Allem haben Sie das rechte Theil erwählt. Wo eine Frau ist, da stellt sich auch Zwietracht ein.“ Bei Thee und Kuchen und Süßigkeiten und eingemachten Früchten und Scharbet in vergoldeten Gläsern wurde die Unterhaltung zwischen den perfischen Damen und dem europäischen Arzt immer lebhafter, bis dieser schließlich eine sarte Anbendung auf den etwaigen Rath, den man von ihm zu haben wünschte, fallen ließ. Aber da erwiderte die Frau des Hauses anfrichtig und lächelnd: „Wir langweilen uns, und Sie haben uns Langeweile verschafft. Wollah! Ich hab's wirklich nergelassen, weshalb wir zu Ihnen schickten. Jedenfalls ist Ihr Weg glückbringend für uns gewesen, denn unsere Herzen sind nun nicht mehr traurig.“ Beim Abschied erhielt der Engländer von der Mutter einen großen Blumenstrauß und bald darauf einen hübschen Teppich für seine Bemühungen. Wie man sieht, haben die vornehmen Perserinnen trotz aller sonstigen Unterschiede doch auch Maudes mit ihren gleichgestellten abendländischen Schwestern gemein.

Ein Lobgesang auf das Schwein. Aus Mainz schreibt man: In einer rheinländischen landwirthschaftlichen Zeitschrift finden wir unter der Ueberschrift: „Was ist des Landwirths liebste Thier?“ den Text eines Liedes, welches nach der Melodie „Was ist des Deutschen Vaterland“ zu singen ist. Der Text des Liedes ist außerordentlich geistreich, daß wir nicht unterlassen können, hier einige Strophen zum Vorschein zu geben. Dieselben lauten:

„Was ist des Landwirths liebste Thier?“ — „Es ist der häßliche Nabalir.“
Der auf dem Hofe sich bewegt,
Den Hirschnuß den Kopf verbirgt,
O mein o mein, o mein,
Ewig unerschütterlich stehst du hier.

„Was ist des Landwirths liebste Thier?“ — „Das Schwein, es ist ein Vieh.“
Das Schwein hat die Bedeutung nicht,
Was gar, lieber, dich Schwein,
Das ist der Landwirths liebste Thier.

„Vor- und nachher.“

Während des ganzen Marktes in's Gelände jankt Corporal Gfener den Fährler Bruchmüller wegen seiner schlechten Haltung aus.
„Schodmilionen — Bomben und Granaten — Fährler Bruchmüller, was soll das wieder heißen? Schließen ja einher wie ein Greis, welcher seinen den letzten Pfennig in die Welt schiden will.“

„Auf Umwegen.“
A: „Was mag nur aus dem Schilde, unserm Jugendvergnügen geworden sein?“
B: „Der führt ein sehr betagtes Leben.“
A: „Wieso?“
B: „Er ist Langleber.“

„Vor- und nachher.“

Ein Edison-Anekdote. Als ich nach New York kam, so erzählte unlangst der hiesige Erfinder Edison, um meine erste Erfindung zu verlaufen, hatte ich große Zweifel bezüglich ihres Wertes. Ich wußte, daß es eine recht nützliche Idee war, aber trotzdem kam ich mit einigem Unbehagen zum Fabrikanten, mit dem ich Verhandlungen über ihre Verwerthung pflegen sollte. Als ich noch ein Knabe war, hatte ich mich oft darnach gelehrt, 5000 Dollars mein Eigen zu nennen und ich hielt diesen schönen Gedanken auch fest, obgleich ich manchmal im Geheimen sagte, daß ich mit 2000 zufrieden wäre. Als mich der Fabrikant fragte, wie viel ich für das Patent verlangte, stotterte ich und fragte ihn bescheiden, was er mir wohl bezahlen könnte? „Kommen Sie morgen früh wieder,“ antwortete er und ich ging nach Hause und träumte von dem 5000-Dollar-Vermögen, das ich — vielleicht — bekommen sollte. Als ich den Fabrikanten am nächsten Morgen wieder sah, sagte er zu mir, mit einer entschlossenen „Entweder-oder-Miene: „Wir werden Ihnen 40,000 Dollars bezahlen und nicht einen Cent mehr!“ Ich fiel fast in Ohnmacht, aber in weniger als fünf Minuten hatte ich meinen Namen unter den Contract gesetzt und befand mich auf der Straße, den Gehed in der Hand. Zahlbar an die Credit von Thomas A. Edison 40,000 (vierzigtausend) Dollars! Alles taugte mir vor den Augen. Dann fing ich an, darüber nachzudenken und die 40,000 schienen mir wie 40 Millionen und ich sprach zu mir: „Tom, Du bist beschwibelt worden. Der Gehed ist nichts werth.“ Als ich dann zur Bank ging — ich war niemals vorher in einer solchen gewesen — und den Gehed präsentirte, so wunderte ich mich gar nicht, als der Kassirer ihn genau prüfte, mich anfaß und mit einem Kopfschütteln ihn mir zurückgab mit einer Bemerkung, die ich in meiner Aufregung nicht verstehen konnte. Natürlich schloß ich daraus, daß meine Befürchtung gerechtfertigt sei. Ich stellte meinen Gehed wieder ein und suchte einen Freund auf, dem ich mein Erlebnis erzählte. „Sei mir doch mal den Gehed,“ sagte er. „Der Gehed ist vollständig in Ordnung, nur müßt Du Dich identifiziren lassen.“ So gingen wir denn zur Bank zurück. Der Kassirer konnte meinen Freund, und bald war das Geld ausgefaßt. Immer noch war ich nicht ganz sicher, ob ich denn doch wäre, bis ich die neuen Banknoten in meiner Hand knirschen sah. Es war ein großes Bündel Noten und ich vertheilte sie in allen Taschen, so daß ich, wo immer ich nur mit der Hand hinam, sie herausquellen sah. Als ich am selben Abend nach meinem Hotel zurückkam, meinen Sie wohl, daß ich meine Sachen ablegte? Weit gefehlt. Ich schlief in meinem Anzuge, damit ich nicht am nächsten Morgen aufwachte und meinte, daß es nur ein böser Traum gewesen sei.“

Ein lobgesang auf das Schwein. Aus Mainz schreibt man: In einer rheinländischen landwirthschaftlichen Zeitschrift finden wir unter der Ueberschrift: „Was ist des Landwirths liebste Thier?“ den Text eines Liedes, welches nach der Melodie „Was ist des Deutschen Vaterland“ zu singen ist. Der Text des Liedes ist außerordentlich geistreich, daß wir nicht unterlassen können, hier einige Strophen zum Vorschein zu geben. Dieselben lauten:

„Was ist des Landwirths liebste Thier?“ — „Es ist der häßliche Nabalir.“
Der auf dem Hofe sich bewegt,
Den Hirschnuß den Kopf verbirgt,
O mein o mein, o mein,
Ewig unerschütterlich stehst du hier.

„Was ist des Landwirths liebste Thier?“ — „Das Schwein, es ist ein Vieh.“
Das Schwein hat die Bedeutung nicht,
Was gar, lieber, dich Schwein,
Das ist der Landwirths liebste Thier.

„Vor- und nachher.“

Während des ganzen Marktes in's Gelände jankt Corporal Gfener den Fährler Bruchmüller wegen seiner schlechten Haltung aus.
„Schodmilionen — Bomben und Granaten — Fährler Bruchmüller, was soll das wieder heißen? Schließen ja einher wie ein Greis, welcher seinen den letzten Pfennig in die Welt schiden will.“

„Auf Umwegen.“

A: „Was mag nur aus dem Schilde, unserm Jugendvergnügen geworden sein?“

B: „Der führt ein sehr betagtes Leben.“

A: „Wieso?“

B: „Er ist Langleber.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

„Vor- und nachher.“

Hier heißt's gerade Galtung! So trumm wie Sie ging ja nicht mal der alle Nilas mit dem Himmelsgevolbe auf dem Büdel.

In der Frühstückspause nähert sich Fährler Bruchmüller dem getrennten Herrn Corporal, unangenehmlich an seinem Probentel wendend.

Herr Unteroffizier, habe lephin von zu Hause ein Paket bekommen — prachtvolle Würst. Schinken — wenn ich bitten dürfte —

Als die Compagnie weiter marschirt, laßt der Herr Unteroffizier seinen Blick wohlgefällig über die für das Auge des Unteroffiziers völlig unveränderte Haltung Bruchmüllers schweifen.

„Sehen Sie, Bruchmüller, jetzt gehen Sie lange nicht mehr so trumm wie vorher. Ich dachte mir ja gleich, daß Sie zu viel Gepäck bei sich hätten.“

Eine laubere familie.